

12. Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte

**Dead Soldiers Fighting. War Monuments and Memorials
Beyond Memory and Representation**

Konzept: Mischa Gabowitsch (Einstein Forum, Potsdam)

Konferenzsprache: English

20. und 21. September 2013

Im Gespräch

Berliner Colloquien zur Zeitgeschichte: »Dead Soldiers Fighting« – warum dieser Titel?

Er beruht auf der Beobachtung, dass tote Soldaten ein weitaus bewegteres Nachleben haben als die meisten anderen Toten. Sehr oft werden ihre Überreste und die an sie erinnernden Monumente quasi ins Gefecht geschickt. Ihre Ruhestätten haben eine geopolitische Bedeutung – man denke etwa die vielen Kriegerdenkmäler und Grabanlagen, die sofort nach dem Einmarsch der Roten Armee im sowjetisch besetzten Europa errichtet wurden. Gleichzeitig dienen sie der inneren politischen Legitimation, indem Staaten den Hinterbliebenen demonstrieren, dass sie den für sie Gefallenen den gebotenen Respekt erweisen: Die Commonwealth War Graves Commission beispielsweise verfügt über ein beachtliches Budget zur Instandhaltung von Denkmälern und Grabanlagen im Ausland. Auch stehen Kriegerdenkmäler, viel stärker als andere Arten von Denkmälern, für eine generationelle Perspektive, da sie sehr oft von Überlebenden initiiert werden. Die Verteidigung ihrer Sichtweise gegen andere Interpretationen gleicht in vielen Fällen einem Kampf. Hinzu kommt, dass die ersten Grabstätten der Soldaten häufig gar nicht ihre letzten Ruhestätten sind. Insbesondere Gefallene werden oft exhumiert, umgebettet und mit neuen Denkmälern geehrt, häufig aus politischen Gründen. In Diskussionen um Kriegerdenkmäler wird schließlich immer wieder auf eine militärische Sprache zurückgegriffen: Grabsteine »stehen in Reih und Glied«, alte Denkmäler sollen »ausgemustert« werden und so weiter.

BCZ: Dass die Perspektive auf die Vergangenheit wandelbar ist und der Umgang mit ihr einiges über die Gegenwart aussagt, ist ja nun wahrlich keine neue Erkenntnis. Die Erinnerungsforschung beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit diesem Themenkomplex, und auch zum Gefallenengedenken gibt es eine reichhaltige Literatur. Wozu also dieses Colloquium?

Mein Wunsch war, über die Perspektive der Memory Studies hinauszugehen und nicht nur nach dem Gedenken, also nach dem Umgang mit der Vergangenheit zu

fragen. Dieser Sichtweise wohnt ja ein starker normativer Impuls inne, da sie von Historikerinnen und Historikern beeinflusst wird, die ein Unbehagen verspüren, wenn andere gesellschaftliche Akteure die Vergangenheit nicht so darstellen, wie es den professionellen Kennern der Geschichte richtig erscheint. Es geht also immer um die Spannung zwischen der Repräsentation und dem, »wie es eigentlich gewesen«. Für das Colloquium haben wir uns stattdessen vorgenommen, im Austausch zwischen Geschichts- und Kulturwissenschaft, Anthropologie und Soziologie eine Reihe neuer Perspektiven auf die Materialität der Denkmäler zu eröffnen: von der Logistik und den baulichen Herausforderungen im Rahmen der Bestattung einer großen Zahl Gefallener bis hin zur Bedeutung der Denkmäler für die militärische Präsenz von Besatzungsmächten. Denkmäler, auch Kriegerdenkmäler, strukturieren den städtischen Raum und die in ihm stattfindenden Rituale; aus Gründen, die nicht immer mit »Erinnerung« zu tun haben, werden sie umgesetzt, entfernt, umgeweiht, ignoriert oder durch Künstler und Protestierende als Projektionsflächen und Plattformen genutzt. Natürlich ist der Aspekt der Erinnerung und des Gedenkens wichtig – noch wichtiger für ein adäquates Verständnis der Bedeutung von Kriegerdenkmälern ist es aber, sie nicht nur als steingewordene Repräsentation zu betrachten, sondern ihre physische Präsenz und die durch sie ermöglichten Praktiken ernst zu nehmen.

BCZ: Welche Praktiken sind gemeint? Einweihungszeremonien und Gedenkrituale?

Nicht nur. Die stille Andacht am Grab, eine Erfindung der Neuzeit, gehört ebenso dazu wie die politische Demonstration, bei der ein Sockel als Tribüne benutzt wird. Aber es gibt auch ganz alltägliche Situationen: Wiederholt spaziert man einem Denkmal vorbei, das man kaum wahrnimmt – bis es abgerissen werden soll und einem plötzlich als wichtiger Teil der Lebenswelt erscheint.

Besonders interessant finde ich temporäre künstlerische Umdeutungen von Denkmälern, deren Bedeutung angeblich ein für alle Mal fixiert ist. So etwa im Fall des Denkmals der sowjetisch-polnischen Waffenbruderschaft im polnischen Legnica, das zwei Soldaten und ein gerettetes Kind zeigt – und als Symbol für die Homo-Ehe interpretiert wird. Die Projektionen des Künstlers Krzysztof Wodiczko, der Monumente durch Lichteffekte zeitweise verändert, stellen ein weiteres Beispiel dar. Oder das immer wieder neu bemalte Denkmal für die Rote Armee in Sofia, das längst in der Bedeutungslosigkeit versunken wäre, wenn Aktionskünstler das Bronzerelief mit den sowjetischen Soldaten nicht für politische Botschaften nutzen würden: als Santa Claus und Ronald McDonald übermalt zum Protest gegen die Konsumbegeisterung, mit Anonymous-Masken

gegen ACTA, mit Pussy Riot-Sturmhauben oder in den ukrainischen Nationalfarben. Solche Interventionen werden oft als Provokation oder gar Frevel verurteilt. Oft sind es aber gerade sie, die einem Denkmal Leben einhauchen und es vor der Bedeutungslosigkeit bewahren.

Für westdeutsche Ohren hört sich das alles vielleicht ein wenig befremdlich an. Kriegerdenkmäler besitzen in der Bundesrepublik nicht mehr die politische und gesellschaftliche Bedeutung, über die sie von den Napoleonischen Kriegen bis zum Zweiten Weltkrieg und auch noch kurz danach verfügten. Hier baut man inzwischen eher Denkmäler für Opfer als für Helden, und auch gefallener Soldaten gedenkt man heutzutage als Opfer. Im Osten des Landes, wo 1945 oder kurz darauf im Zentrum nahezu jeder Stadt ein sowjetisches Kriegerdenkmal errichtet wurde, ist diese Tradition schon präsenter. Und generell ist Deutschland, das im 19. Jahrhundert die Formensprache von Kriegerdenkmälern in aller Welt beeinflusst hat, heute eher die Ausnahme. In vielen anderen Ländern bleibt das Heroische sehr wichtig. Gleichzeitig werden tote Soldaten zunehmend im Kontext ihrer familiären Herkunft und nicht mehr nur der des Staates gesehen. Dadurch bekommen Familien bisweilen ein größeres Mitspracherecht. Die martialische Kriegerstatue, die allegorische trauernde Mutter, das standardisierte Grabdenkmal – sie weichen zunehmend dem Familienschrein oder der persönlich gestalteten Gedenkseite im Internet.

BCZ: Das hört sich nach einem komplexen Gegenstand an, bei dem es auf zahlreiche Details und die vielen nationalen, epochalen und individuellen Unterschiede ankommt. Sollte man solch ein Thema nicht besser in Form von reich bebilderten Einzelvorträgen behandeln statt in einem Diskussionsformat wie den Berliner Colloquien?

Bei der Konzeption des Colloquiums kam es mir darauf an, dass unsere Gäste nicht nur die ihnen bekannten Beispiele beschreiben. Denn es ging ja darum, Gemeinsamkeiten und Universelles aufzudecken oder aber Besonderheiten besser eingrenzen zu können, indem man sie in einen breiten internationalen Kontext stellt. Um die empirische Fülle des Themas zu bewältigen und einen echten Austausch zu gewährleisten, haben wir das bewährte Format der Colloquien daher etwas abgeändert. Statt der üblichen zehnminütigen Impulsreferate zu Beginn jeder Sektion waren diesmal alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer eingeladen, ein aus ihrer Sicht besonders markantes Denkmal in zwei bis drei Minuten vorzustellen. Diese Kurzprofile wurden vorab in einer Broschüre zusammengestellt und auch während der Pausen in Form einer Dia-Show gezeigt. Vor allem aber dienten die Präsentationen zu Beginn der insgesamt vier

Gesprächsrunden gleichermaßen als Materialangebot wie als Referenzpunkte unserer Diskussion. Das Format erwies sich als außerordentlich erfolgreich und soll auch in Zukunft auf anderen Colloquien aufgegriffen werden, deren Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit unterschiedlichem empirischen Gepäck anreisen.